

Recht auf Muttersprache

Autor(en): **Plewka, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **128 (2002)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-604446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Recht auf Muttersprache

FREDRICH PLEWKA

Dieses zum Glück unveräusserliche Recht existiert nicht erst, seit Schwarzenbach & Co. fanden, zehn Prozent Ausländer im Land seien genug. Noch und noch wird dieses Recht auf die Muttersprache hoffnungsvoll postuliert. Nicht allein von Einheimischen. Denn schliesslich haben auch unfreiwillig oder aus freien Stücken Eingereiste das gleiche Recht. Darunter leiden natürlich die vier Landessprachen ganz erheblich.

Von der Wiege bis zur Bahre begleiten uns Menschen anderer Sprachen und Kulturen. Es kann durchaus vorkommen, dass die Hebamme schweizerischer Herkunft ist, obwohl ihr Grossvater mütterlicherseits noch als «Muratore» Gastrecht genoss. Ähnliche Fälle sind aktenkundig. Selbst die inzwischen etwas blass gewordene eidgenössische Finanzkraft Vreni Spoerry gehört zu ihnen.

Zwar verunsicherte der Ahn besagter Hebamme die Leute mit seinen sprachlichen Kapriolen. Doch so etwas hat längst einen völlig anderen Stellenwert vor dem Komma bekommen. Lys Assia riss hier bereits vor Jahren scheinbar solide Dämme ein, als sie ungehindert sang: «O mein Papa, war eine wunderbare Clown...» Heute produziert die Werbung, auch sonst nicht gerade auf sprachliche Feinheiten bedacht, grammatische Fehlleistungen durchaus bewusst. «Hier werden Sie geholfen», von der kessen Verona Feldbusch dahergeplappert, entfaltet mittlerweile Breitenwirkung. Oder wenn Signore Trapattoni schelmisch meint: «Müssen Sie probieren, isse gut», dann hat jeder seinen Spass daran.

Doch nun ab in die Kinderkrippe! Die Betreuerin, eine Holländerin aus Curayao, kennt keine Verständigungsprobleme. Berndeutsch ist ihr seit ihrer eigenen Jugend im Berner Mattequartier geläufig. Dazu kommen Brocken Serbokroatisch, Türkisch, Singhalesisch – selbst nur wenige Wörter dieser Weltsprachen zählen bereits zur Grundvor-

aussetzung für einige unserer heimischen Berufe. Allein der sprachliche Nährboden bleibt bei aller Anpassung an die verbale Globalisierung wahrhaftiges Schwyzertütsch. Das wird auch hörbar, wenn die Holländerin charmant sagt: «Passet uuf mit eue Scheicheli, süsich flüget-er uf-e Ranze!» Dass es sich hier um astreines Matte-Berndütsch handelt, zeigt zusätzliche Kommunikationshürden auf.

Weil kein Kind ewig in der Krippe bleibt, geht es in der Schule wie gehabt weiter. Die Lehrkräfte, in der Regel eines der Schweizer Dialekte mächtig, neben einem hochgestochenen Schriftdeutsch, etwa wie in Niederbayern üblich, haben sich der verfahrenen Situation längst untergeordnet. Wer von den Kindern dieser Welt nicht begreift, von was die Rede ist, der hat bildungsmässig schlicht das Nachsehen. Andere, so genannte Naturtalente, schaffen später vielleicht das Dolmetscherdiplom, in drei Sprachen simultan. Sie könnten zur Not selbst Bundesräte werden.

Wer sich im Schweizer Sprachendschungel hoffnungslos verirrt, hat beruflich nichts zu lachen. So wird ein Kellner immer Kellner bleiben, wenn er in seinem Lokal auf die harsche Frage eines Gastes nach dem Geschäftsführer treuherzig antwortet: «Wann nicht auf Karte, nicht in Küche.» Die Gründung einer Familie muss daran keineswegs scheitern, denn wahre Liebe bedarf nicht vieler Worte. Dennoch kann es zu Missverständnissen kommen, dafür gibt es blaue Augen als schlagende Beweise. Ähnliches gilt manchmal auch für die Polizei, wenn bei renitenten Ausländern sprachliche Mittel nicht mehr ausreichen. Immerhin erinnert dann ein freundschaftlicher Fusstritt ein wenig an Sitten und Gebräuche der fernen Heimat. Im phonetischen Wahnsinn nimmt Englisch eine Sonderstellung ein. Wenigstens hier sind sich die Sprach-

wissenschaftler einig: Leichter als am eigenen PC lässt sich feinstes Oxford-Englisch nicht lernen. Es ist einfach easy. Das Handy ist zwar nicht so geduldig wie Papier, aber dafür megageil: SMS lassen sich in jedem Kauderwelsch ungestraft versenden. So steht einem beruflichen Aufstieg nur noch der eigene Verstand im Wege. Wie gesagt, zur Förderung der Mundart «genugt Abendkurs bei Migros».

Wer einmal krank wird und ins Spital muss, kann vielleicht noch damit rechnen, von einem Geistlichen in Schweizerdeutsch seelischen Beistand zu erhalten. Das Pflegepersonal hat dafür nicht nur keine Zeit, sondern es fehlt ihm auch im erforderlichen Idiom das entsprechend wirkungsvolle Vokabular. Selbst Blicke aus sprechenden dunklen Augen vermögen am Tag des Austritts nicht über den Schmerz hinwegzutreten, den eine gesalzene Spitalrechnung für sprachlich nicht relevante chirurgische Eingriffe verursacht.

Jetzt haben wir den Salat, denn die meisten der mundartlich unterentwickelten Patientinnen und Patienten reklamieren verständlicherweise ebenfalls das Recht auf Samariterdienste in der Muttersprache. Und, wie das Leben so spielt, unter den sechshundfünfzig Nationalitäten, die ein Schweizer Spital normalerweise zur Bewältigung seiner dringenden Aufgaben benötigt, findet sich garantiert jemand mit der passenden Sprache. Auch schon mal ein Arzt, der Hindi spricht.

So wird denn ungerührt multikulti weiter gewurstelt, um den humanitären Turmbau von Babel doch noch zu vollenden. Das babylonische Sprachengewirr ist nur die akustische Kulisse dazu. Ein politisch gefestigtes mehrsprachiges Staatsgebilde wie die Schweiz ist für ein derart monumentales Werk geradezu prädestiniert. Selbstverständlich im Alleingang.